

Die Bestellung in der Bäckerei war schiefgelaufen, auf dem Kaffeetisch stand eine Schokoladentorte mit einer Aufschrift aus Zuckerguss: ARON SNÆR 6 JAHRE. Die bunten Buchstaben versprachen kiloweise Süßigkeiten, riesige Geschenkpakete und Topfschlagen. Obwohl das nicht gerade passend war, hatte Mama die Torte angenommen. Mein Vater hieß Gunnar Pálsson und war achtundsechzig Jahre alt geworden. Es war nicht sein Geburtstag, sondern seine Beerdigung. Man hatte ihn in ein dunkles Loch gesteckt und zugebuddelt.

Mama hielt sich wie die Heldin, zu der die Nachrufe sie hochstilisiert hatten. Bei einigen hätte man meinen können, es ginge um sie, so hochtrabend waren die Beschreibungen von Magdalena, die während der Krankheit ihres Mannes wie ein Fels in der Brandung neben ihm gestanden hatte. Nirgends ein Wort über die hysterischen Heulanfälle oder die stumpfe Lethargie infolge der Medikamente, die unser Hausarzt ihr fürsorglich zugesteckt hatte. Manchmal hatte sie denselben dumpfen Gesichtsausdruck, den ich aus meiner Jugendzeit kannte. Dann schaute ich weg. Mama trug ein neues Kleid, ein dunkelblaues, und ich hatte einen knallroten Lippenstift für sie

ausgesucht. Sie hatte sich von einer Freundin dabei helfen lassen, ihre Haare dunkelbraun zu färben, und lief hocherhobenen Hauptes geschäftig durch die Wohnung. Beide Räume waren voller Leute. Papas Freunde und Arbeitskollegen und Mamas Verwandte waren gekommen, um uns ihr Beileid zu bekunden. Niemand aus dem Ostland. Ich ging einmal durchs ganze Haus, um mich zu vergewissern. Schlängelte mich entschuldigend zwischen den Gästen hindurch, von denen mich einige freundlich anlächelten und den Kaffee lobten, als sei ich für die Kaffeeplantage zuständig. Vielleicht waren die Verwandten aus dem Ostland ja verstorben. Ich weiß nicht, warum ich erwartet hatte, sie zu sehen. Bisher hatte meine Verwandtschaft väterlicherseits unser Haus gemieden. Ehrlich gesagt war ich noch nie einem von ihnen begegnet. Dennoch war ich immer davon ausgegangen, dass sie zu Papas Beerdigung kommen würden, vielleicht zu siebt oder zu acht, dass sie, dunkel gekleidet und mit ernstesten Mienen, Kaffee trinken und sich über Leute und Orte unterhalten würden, die wir anderen nicht kannten.

Meine Schwester Gubba und ich kümmerten uns ums Kaffeekochen. Ihre weiße Bluse war sofort voller Kaffeeflecken, woraufhin sie ein mindestens zwanzig Jahre altes Horrorteil von Mama anzog, eine grüne Satinbluse mit einer albernen Troddel vorne dran, die hin und her baumelte. Anscheinend gefiel ihr das Teil. Sie hatte noch nie einen guten Geschmack gehabt. Vielleicht war sie auch vor Trauer so durcheinander. Sie heulte, seit der Pfarrer Papa »den Mann mit dem Goldherz« genannt hatte. Ich stellte mir vor, wie das massive Goldherz Papa sein ganzes Leben lang belastet hatte und am Ende immer weiter Richtung

Magentumor gesackt war. Ich hatte es zwar geschafft, mich zusammenzureißen, mir aber zur Sicherheit eine Serviette in den Ärmel gesteckt. Den ganzen Tag ertappte ich mich dabei zu denken, Papa sei hier. Wenn ich in der Küche war, meinte ich, ihn im Wohnzimmer zu hören, und wenn ich im Wohnzimmer war, drang seine Stimme aus dem Esszimmer. Dort standen ein paar seiner alten Schulkameraden beisammen, und ich hatte das untrügliche Gefühl, dass ich Papa, sobald sich die Runde lichtete, auf dem Stuhl vor Jóhann Briems Pferdegemälde entdecken würde, wo er immer die Zeitung las. Als ich etwas später ins Esszimmer kam, saß da eine Frau und pulte mit den Fingernägeln zwischen ihren Zähnen.

Gunnar Birnir, Gubbas fast achtjähriger Sohn, verschante sich in seinem Zimmer und antwortete nicht, als ich an die Tür klopfte. Als ich sie öffnete, lag er in seinen Sonntagskleidern auf dem Bett, mit einem Kopfhörer, der an Gubbas Konfirmations-Stereoanlage angeschlossen war. Nachdem er mich bemerkt hatte, setzte er ihn ab.

»Abba. *The Winner Takes It All*«, sagte er, als hätte ich ihn danach gefragt. Ich hockte mich neben sein Bett und strich ihm übers Haar. Er hatte geweint.

»Willst du keinen Kuchen, mein Schatz?«

»Nein«, sagte Gunnar Birnir und zuckte zurück. Ich nahm meine Hand weg und drückte ihm einen Kuss auf die Stirn, bevor ich wieder hinausging.

Seit Papa gestorben war, wollte der Junge nur noch allein sein. Papa hatte sich total verändert, als Gunnar Birnir damals geboren wurde. Es war wirklich erstaunlich. Auf einmal hatte er einen Grund gefunden, mitten am Tag von der Arbeit nach Hause zu kommen, um Zeit mit dem Jun-

gen zu verbringen, was völlig undenkbar gewesen wäre, als Gubba und ich klein waren.

Die Gäste verstumten jedes Mal abrupt, wenn Gubba mit geröteten Augen in dem grünen Horrorteil ins Wohnzimmer hastete, um Kaffee nachzuschicken. Die Frauen legten automatisch den Kopf schief, wenn Gubba ihre Tassen auffüllte, und flüsterten: »Danke, Liebes, du bist so tapfer.« Auch die Männer grunzten etwas, aber ihre Worte waren nicht zu verstehen. Eiríkur Eyjólfss, der bis zu Papas Krankheit gemeinsam mit ihm die Kanzlei geführt hatte, ergriff schließlich das Wort: »Es läuft gut in der Uni, meine Liebe.«

»Ja, ja, es läuft«, murmelte Gubba.

»Und du hast noch zwei Semester vor dir.«

Meine Schwester nickte.

»Hauptsache, sie macht weiter«, sagte Mama und strich sich einen Kuchenkrümel aus dem Mundwinkel. Aus irgendeinem Grund fiel der Ehering an ihrem mageren Ringfinger mehr auf als vorher.

Einen Moment lang dachte ich, sie wolle mich angehen, weil ich meine BA-Arbeit in Isländisch nicht fertig geschrieben hatte. Ich wollte mich verteidigen, holte tief Luft und hatte mir im Geiste schon eine Entgegnung zurechtgelegt, von wegen das hätte sowieso keinen Einfluss auf mein Gehalt, als ich mich eines Besseren besann. Auf dem Beistelltisch standen ein paar verwaiste Kuchenteller. Ich schnappte sie mir und ging damit in die Küche, bevor ich mich blamieren konnte. Aber ich sah noch, wie Eiríkur bei Mamas Aussage höflich nickte. Seine beiden Söhne, ehemalige Straßenkids mit Irokesenschnitt, sind Rechtsanwälte und führen gemeinsam eine Kanzlei in der Suður-

landsbraut. Sie haben keinen Ärger mehr gemacht, seit sie mit fünfzehn aufgehört haben zu sniffen.

Dunkel gekleidete ältere Herren und gefasste Damen tranken höflich ihren Kaffee und verputzten die mit Smarties verzierte Torte. Anfangs drehten sich die Gespräche noch darum, was für ein besonderer Mann Papa gewesen sei und wie wacker er sich während seiner Krankheit geschlagen habe, doch schon bald ging es um Politik, Tarifverträge und anderes, was graumelierte Herren gerne besprechen, wenn sie zusammenkommen.

Ihre Ehefrauen plauderten derweil über den Zimtgeschmack des Kaffees, flüsterten Mama aufbauende Worte zu und erboten sich ab und an, Gubba und mir in der Küche zu helfen. Ich lehnte dankend ab. Ihre hellen Kostüme ließen nicht unbedingt darauf schließen, dass sie zum Spülen oder Kaffeekochen gekommen waren. Papa hatte ihnen den Gefallen getan, im Frühjahr zu sterben, weshalb sie in hellgelben und blassrosa Kostümen zur Beerdigung erscheinen konnten. Schwarz steht älteren Menschen nicht gut. Es unterstreicht ihre Falten.

Wir waren alle froh, als die Gäste endlich zum Aufbruch bliesen. Gubba reichte den Männern die Mäntel und den Frauen die Pelze. Eine ganze Nerzfarm trat hinaus in den kühlen Frühlingsabend. Eiríkur verabschiedete sich als Letzter. Ich half ihm in den Mantel. Erst da merkte ich, wie alt er geworden war. Er wollte die Hand, in der er seinen Hut hielt, in den Ärmel stecken und brauchte einen Moment, um das Problem zu erkennen. Schließlich nahm er den Hut in die andere Hand und wollte diese in den Ärmel stecken.

»Ach, wann ist das nur alles so kompliziert geworden?«, fragte er leise und lächelte verlegen.

»Aber das macht doch nichts«, sagte ich, nahm ihm den Hut ab und legte ihn auf einen Stuhl, während er in seinen dicken schwarzen Mantel schlüpfte. Sobald er ihn anhatte, wurde er wieder so, wie ich ihn kannte: ein ehrwürdiger älterer Herr.

Eiríkur drehte sich um, runzelte die Stirn und sagte: »Dein Vater war ein guter Mann, Frida«, so als hätte jemand etwas anderes behauptet.

Ich wollte etwas sagen, brachte aber plötzlich kein Wort heraus. Es war, als könnte er sehen, wie ich mich fühlte, und bevor ich wusste, wie mir geschah, hatte er mich in den Arm genommen und an sich gedrückt. Der alte Herr war noch ganz schön stark. Ich bekam kaum Luft. Der schale Geruch von Weichspüler und herbem altmodischen Rasierwasser stieg mir in die Nase. Auf einmal wurde mir klar, was für ein schwerer Tag das für ihn gewesen sein musste. Papa und er hatten fast vierzig Jahre Seite an Seite gearbeitet. Sie hatten sich fast jeden Tag getroffen und miteinander unterhalten. Eiríkur hatte meinen Vater viel besser und länger gekannt als ich.

»Wenn du etwas brauchst, Liebes, kannst du jederzeit zu mir kommen«, flüsterte Eiríkur mir ins Ohr.

Als er mich endlich losließ, sah ich Tränen in seinen Augenwinkeln. Ich war gerührt. Es ist schlimm, alte Menschen weinen zu sehen. Man erwartet, dass all die Jahre, die sie auf dem Buckel haben, sie abgehärtet hätten.

In der Küche hatte Gubba bereits mit dem Abwasch begonnen. Das Abendlicht fiel durchs Fenster und warf eine grüne Blässe von der Bluse auf ihr Gesicht. »Warum haben sie sich nie eine Spülmaschine gekauft?«, brummelte sie, als ich kam.

Ich nahm ein Küchenhandtuch und begann abzutrocknen. Es war viele Jahre her, seit wir gemeinsam abgewaschen hatten, und ich hatte die ungestüme Art meiner Schwester ganz vergessen. Als Wasser auf meine Festtagskleidung spritzte, fiel sie mir jedoch schnell wieder ein. Ich musste eine günstige Gelegenheit abpassen, um die nassen Teller vom Abtropfsieb zu nehmen, damit mich kein Wasserschwall traf oder mir die Spülbürste in die Quere kam. Das Schweigen war erdrückend. Ich war erleichtert, als Mama kam und das Geschirr einräumte.

»Irgendwo in der Stadt gibt es jetzt einen traurigen Jungen«, sagte sie gedankenverloren, eine Untertasse von dem dänischen Service in der Hand, das Papa und sie zur Hochzeit geschenkt bekommen hatten. »Der arme Aron Snær.«

2

Ich war immer davon überzeugt gewesen, dass Mama zuerst sterben würde. Es lag einfach in der Luft. Als Nächstes würde Gubba das Zeitliche segnen, und dann wären Papa und ich ganz alleine auf der Welt. Wir könnten in den Milchladen, in den Schokoladenladen und in den Obstladen gehen, uns in die Tram setzen und »Bimmelimm! Aus dem Weg!« rufen.

Das Mädchen, das bei uns im Haus in der Kellerwohnung wohnte und, wenn ich mich recht erinnere, Gréta hieß, fragte mich mal, ob ich lieber bei Papa oder bei Mama leben würde, wenn die beiden sich scheiden ließen. Nachdem ihr Vater die Familie verlassen hatte, war für sie sonnenklar, dass dieses Schicksal jedem bevorstünde. Es war keine ungewöhnliche Frage angesichts all derer, die wir einander stellten. Eines Tages fragte ich Gréta zum Beispiel, ob sie sich vorstellen könne, ihre Mutter aufzuessen, wenn sie kurz vorm Hungertod stünde und nichts anderes hätte.

»Bekäme ich was zu trinken dazu?«, fragte sie, und als ich bejahte, fand sie es durchaus vorstellbar, die Frau runterzukriegen. Ich musste hingegen keine Sekunde darüber nachdenken, bei wem ich lieber wohnen würde. Nachdem